



Bernhard Meuser

Christ
sein
für Einsteiger

fontis

Bernhard Meuser

CHRISTSEIN
FÜR EINSTEIGER



fontis
BRUNNEN BASEL

1 Wie man den richtigen Einstieg findet

WAS HAT MAN DENN DAVON, wenn man richtig Christ wird? Mir fällt dazu eine ganze Menge ein.

«ER NIMMT NICHTS, UND ER GIBT ALLES»

Sie kommen in eine tiefe innere Freude. Sie starten anders in den Tag und gehen anders aus ihm heraus. Sie können ohne Bitterkeit zurückblicken. Sie werden gebraucht. Sie fühlen sich geborgen. Sie haben eine klare Sicht auf die Dinge und bekommen inneren Halt. Sie können sich mit Ihrer Vergangenheit versöhnen. Sie werden dankbar. Sie können ohne Angst in die Zukunft blicken. Es kommt Festlichkeit in Ihr Leben. Sie finden Ruhe in Ihrer Seele. Sie haben etwas, woran Sie arbeiten und wofür Sie kämpfen können. Sie werden immun gegen Verzweiflung. Sie werden zu einem Halt für Ihre Kinder oder Ihren Partner. Sie können nach oben schauen und wissen jemanden über sich, der Sie liebt. Sie durchschauen den «Zufall» und fühlen sich von Gott geführt. Sie entdecken Ihre Würde und werden befreit von der Selbstverachtung. Sie finden eine Menge verlässliche Freunde. Sie wissen, wo Sie ansetzen müssen, wenn Sie Abhängigkeiten und Süchten ausgesetzt sind. Sie können besser denken. Sie finden uralte Rituale, die ihrer Seele guttun. Sie fühlen sich freier. Sie sehen die Welt mit neuen Augen und freuen sich an der Schöpfung. Sie erfahren Segen und Schutz. Sie werden liebevoller und gütiger. Ihre Lebens- und Zukunftsangst nimmt ab. Sie erhalten Kraft für schwierige Aufgaben. Sie können seelische Wunden gut verarbeiten und mit Leid besser umgehen. Sie sind Teil eines weltweiten Netzwerkes – wo Sie hinkommen, begrüßt man Sie als «einer von uns». Sie erleben Zusammengehörigkeit und Gastfreundschaft über Sprach- und Landesgrenzen hinaus. Sie können gelassener verlieren. Sie können loslassen. Sie haben eine Vorstellung, wie es mit dem Sterben sein wird. Sie finden den Mut zu einer wahnsinnigen Erwartung an das Leben ...

C.S. Lewis schrieb einmal an seinen Freund Sheldon Vanauken: «Weißt du, es ist eine christliche Pflicht für jeden, so glücklich wie möglich zu sein.» Diese Sorte von Christentum habe ich auf manchen Umwegen gesucht und gefunden. Ich weiß aber, dass es auch eine mit herabhängenden Mundwinkeln gibt, eine zwanghafte, unfrohe. Man sollte sie einfach meiden. «An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen», sagt Jesus (Mt 12,33).

Vielleicht werden Sie sich sagen: Die Effekte klingen ja toll. Aber wo ist der Haken des Produkts? Welchen Preis zahlt man dafür? Muss man dafür den Verstand an der Garderobe abgeben und mit Scheuklappen durch die Welt laufen? Muss man sich da nicht verbiegen bis zum Anschlag? Muss man zu allem Ja und Amen sagen? Schlittert man da nicht in einen haltlosen Irrationalismus hinein? Muss man dafür nicht das Blaue vom Himmel herunterglauben? Gerät man in die *no-fun-area*, in den Dschungel der Verbote? Bekommt man da nicht alles durchgestrichen, was Spaß macht? Findet man da nicht die falschen Leute mit der falschen Musik? Wird das alles nicht fürchterlich anstrengend?

Ich meine: Nein. Es gibt, wenn man sich nur wirklich auf den Gott Jesu Christi einlässt, keinen wirklichen Haken. Es sei denn, Sie erwarten ein Paradies ohne Probleme und mit perfekten Menschen. Oder Sie meinen, man müsste da nur im Kopf eine kleine Stellschraube verändern – und schon würde man alles in rosarot sehen.

Millionen von Menschen saßen im April 2005 vor dem Bildschirm, als Papst Benedikt XVI. in sein Amt eingeführt wurde. Der alte, 78-jährige Mann wandte sich damals ausdrücklich auch an die Jugendlichen. Er wies auf sein langes Leben und seine Erfahrung hin und sagte: «Habt keine Angst vor Christus! *Er nimmt nichts, und er gibt alles.* Wer sich ihm gibt, der erhält alles hundertfach zurück». Es war derselbe Gottesdienst, in dem der Papst die Menschen damit berührte, dass er unsere Zeit mit einer Wüste verglich: «Es gibt die Wüste der Verlassenheit, der Einsamkeit, der zerstörten Liebe. Es gibt die Wüste des Gottesdunkels, der Entleerung der Seelen, die nicht mehr um die Würde und um den Weg des Menschen wissen. Die äußeren Wüsten wachsen in der Welt, weil die inneren Wüsten so groß geworden sind.»

Benedikt lud die Menschen in den christlichen Glauben ein; und er fand starke Argumente dafür: «Wir sind nicht das zufällige und sinnlose Produkt der Evolution. Jeder von uns ist Frucht eines Gedankens Gottes.

Jeder ist gewollt, jeder ist geliebt, jeder ist gebraucht. Es gibt nichts Schöneres, als vom Evangelium, von Christus gefunden zu werden. Es gibt nichts Schöneres, als ihn zu kennen und anderen die Freundschaft mit ihm zu schenken.»

Benedikt sprach mir aus der Seele. Seine Analyse deckte sich mit meiner Lebenserfahrung. Dieses Buch möchte Sie daher einladen, es selbst mit dem Christentum zu versuchen, ganz existenziell und konkret. Eines möchte ich allerdings betonen: Wenn Sie glauben wollen, tun Sie es nicht irgendwelcher Produktvorteile oder positiven Begleiteffekte wegen – tun Sie es also *nicht* wegen der Seelenruhe, *nicht* wegen besserer Angstbewältigung und größerer emotionaler Stabilität, schon gar nicht, weil Sie Ihrer Mutter, Partnerin oder Ihrem Freund damit einen Gefallen tun – tun Sie es, *weil es Gott gibt*. Das ist der einzige Grund.

Gibt es Gott – oder gibt es ihn nicht. Über diese Frage müssen Sie Klarheit gewinnen. Damit gehen Sie keiner exotischen Grille nach. Es gibt keine Hochkultur in der Geschichte der Menschheit, die nicht religiös war, an Gott oder Götter glaubte und sie kultisch verehrte; 99,5 % aller Menschen hatten Gründe, das Gerücht von Gott überaus ernst zu nehmen. Die winzige Minderheit, die es seit ein paar hundert Jahren besser weiß, sollte gute Gründe für ihre religiöse Ignoranz haben: «Angesichts der überwältigenden Allgemeinheit und Dauer des Gerüchts von Gott trägt derjenige die Begründungspflicht, der dieses Gerücht als irreführend abtut» – sagt der Philosoph Robert Spaemann. Das ist übrigens gleich ein Literaturtipp: Lesen Sie alles, was Sie von diesem bedeutenden Kopf in die Finger bekommen.

Es ist die wichtigste Frage Ihres Lebens. Das Marketing kennt die Unterscheidung zwischen «nice to have» und «must have». Hier geht es eindeutig um «must». Gott erkennen, heißt ein anderes Leben zu führen. Hier werden ihnen also keine spirituellen Bonbons angeboten, die auch dann noch schmecken, wenn man sonst schon alles hat. Es geht um die Auseinandersetzung mit einer Wirklichkeit, von deren Wahrheit beispielsweise in Osteuropa und China die Gefängnisse voll waren. Für die Gewissheit, dass es Gott gibt, haben sich viele Christen wegsperren lassen. Nicht wenige sind dafür gestorben. Es geht also um etwas, für das es wert ist, alles auf eine Karte zu setzen.

WARUM SIE IHRE VORURTEILE PFLEGEN MÜSSEN

Vorurteile zu haben, ist völlig in Ordnung. Wer keine Vor-Urteile hat, verzichtet auf die Basis der Erkenntnis. Erkenntnis ist selten etwas völlig Neues, sondern meist eine Präzisierung oder eine Korrektur einer vorhandenen Annahme. Nur geht es um eine ganze Menge – etwa, ob das Leben aufhört, wenn die Schwester den Tropf abstellt. Darüber lässt sich etwas in Erfahrung bringen, wenn man sich mit Religion beschäftigt. Manche finden das absurd. Das hier ist etwas für Leute, die sich nicht künstlich dümmer stellen wollen, als sie sein könnten. Damit aus Vor-Urteilen Urteile werden, habe ich dieses Buch geschrieben. Ich habe mich bemüht, die Dinge so untheologisch wie möglich darzustellen und den kirchlichen Insiderjargon zu vermeiden, über den Sie sich mit Recht ärgern oder belustigen.

Wer sich heute überlegt, ob er (wieder) in den christlichen Glauben einsteigen soll, dem kann ich nur empfehlen, die ganze Geschichte über die härtesten Checks und Tests laufen zu lassen. Selbst im Neuen Testament steht der Satz: «Prüft alles, und behaltet das Gute» (1 Thess 5,21). Das will sagen: Schenken Sie sich alles, was unglaublich ist! Aber haben Sie auch Misstrauen *in sich*: Lehnen Sie bestimmte Dinge nie nur deshalb ab, weil Sie noch neu für Sie sind, weil sie Ihnen gegen den Strich gehen oder weil sie Ihnen auf den ersten Blick unsympathisch sind.

Zwei kleine Eigenarten des Christseins will ich Ihnen schon vorab verraten. Es geht einmal nicht in erster Linie darum, «was» ich glauben soll, sondern «wem» ich es glauben soll. Sie kennen das ja auch aus dem normalen Leben, dass einer einen Vorsprung an Wissen und Erfahrung hat. Wenn einer, der es genau wissen muss, mir sagt: «Der Motor funktioniert so und so ...», glaube ich ihm, steige in das Auto und fahre los. So ist es auch mit dem Glauben. Wenn für Mutter Teresa ein bestimmtes Detail am Christsein so wichtig war, dass sie immer wieder darauf hinwies, bekomme ich *solche Ohren*; ich werde neugierig und will herausfinden, was an der Sache dran ist. Genau in derselben Perspektive schaue ich auf Jesus Christus selbst. Bevor ich noch andere Qualitäten an ihm entdecke, halte ich ihn für einen Spezialisten in Sachen Gott. Außerdem finde ich ihn glaubwürdig. Ich möchte also in bestimmten Fragen von ihm profitieren. Wenn er mir sagt «Mit Gott ist das so und so ...»; glaube ich ihm, steige in das Auto und fahre los.

Die zweite Eigenart hängt mit dem zusammen, worin sich das Christentum von allen anderen Religionen auf der Erde unterscheidet. Alle Religionen wollen den Himmel erklären – da recken sich die Hände von unten in die Wolken, um Gott zu «begreifen», nur das Christentum behauptet ihn vom Himmel her erklärt zu bekommen. Da kommt die Hand von oben und berührt uns Leute, die wir keinen Begriff haben können von der Wirklichkeit Gottes. Woher weiß man denn nun, dass das stimmt? Es stellt sich heraus. Sie können den Glauben mit nach Hause nehmen und ausprobieren. Prüfen Sie ihn auf Herz und Nieren. Geben Sie ihn einfach gebraucht zurück, wenn er nichts taugt.

In unseren Breitengraden haben die meisten Menschen rudimentäre Vorstellungen von dem, was Christsein ist. Es gibt (außer in Berlin-Brandenburg) einen allgemein verpflichtenden Religionsunterricht; es gibt Elternhäuser, die noch immer bestimmte Elemente des Christlichen an ihre Kinder vermitteln. Ob Sie nun liebenswerte oder fatale Erinnerungen daran haben, ist hier nicht wichtig. Es soll uns nur sagen: Bei Null fängt kaum einer an, eher schon bei den erwähnten gesunden Vorurteilen. Noch einmal: Diese Vorurteile sind wichtig. Pflegen Sie sie, verteidigen Sie sie! Geben Sie sie nur auf, wenn Sie sich in Ihrer Einschätzung getäuscht haben und nun zu anderen Einsichten kommen! Ent-Täuschung ist ein zentrales Moment der Wahrheitsfindung – und um Wahrheit geht es. Niemand kann und darf dabei etwas ausblenden – kein Gefühl, keinen Einspruch, keine Unsicherheit. Alles läuft in maximaler Freiheit. Das einzige Gesetz lautet: «Was man erkannt hat, soll man tun»!

Was müssen Sie sonst noch mitbringen? Außer einer gewissen geistigen Grundschnelligkeit, einer gesunden Portion Neugier und viel Offenheit für ungewöhnliche Lösungen – nichts! Sie werden allerdings an unerwarteter Ecke Ärger bekommen, ähnlichen Ärger, wie ihn ein gewisser Mohandas Karamchand Gandhi hatte, dem die Inder den Ehrennamen Mahatma (= große Seele) beilegen. Er könne von Glück sagen, meinte er einmal, als man ihn auf die Widerstände ansprach, die er zu überwinden habe, dass er es nur mit *drei* Widersachern zu tun habe: «Mein liebster Widersacher, derjenige, der sich am liebsten zum Besseren bekehren lässt, ist das Britische Weltreich. Mein zweiter Widersacher, das indische Volk, ist schon viel schwieriger. Aber mein furchtbarster Gegner ist ein Mann namens Mohandas K. Gandhi. Bei ihm scheine ich fast gar nichts auszurichten.»

EIN WEG FÜR LEUTE, DIE NICHT PERFEKT SIND

Ein positives oder negatives Vorwissen von dem, was ihn beim Christsein erwartet, hat jeder, ob er es bei Terra-X, bei Mel Gibson, auf einer Romreise, im Konfirmandenunterricht oder bei Dan Brown erworben hat. Sympathie und Antipathie rücken den Gegenstand des Glaubens in unterschiedliches Licht. Der eine findet den Weg des Christentums durch die Geschichte faszinierend und stark; er denkt an geistige Kämpfe und kulturelle Leistungen – an die großen Kathedralen, das Mönchtum, den Glanz von Santiago, Konstantinopel, Rom und Jerusalem. Ein anderer findet diese Geschichte einfach nur grauenhaft und hat gleich eine Handvoll Belege dafür: kriminelle Päpste, verbrannte Hexen, finstere Inquisitoren. Der eine denkt bei Jesus an «Jesus Christ Superstar», der andere an einen segnenden Softie mit Lämmchen auf den Schultern.

Denken Sie, bevor Sie einen Abschnitt des Buches lesen, immer an Ihr Vorwissen und an Ihre Vor-Gefühle, bevor Sie sich auf etwas Neues einlassen. Kann ich es glauben? Ist es intellektuell sauber? Wehrt sich etwas Emotionales in mir? Möchte ich es nur nicht, weil es unbequem wäre und meinen bisherigen Weg in Frage stellt? Weil ich Angst habe? Der Dominikanermönch Thomas von Aquin, ein großer mittelalterlicher Lehrer des Christseins, hat die These aufgestellt (und die Kirche hat ihm darin nicht widersprochen): «Alles, was gegen das Gewissen geschieht, ist Sünde.» Wenn ein Christ in der Prüfung seines Gewissens beispielsweise erkannt hat, er müsse aus der Kirche austreten, weil es Gott nicht gibt, so *muss* er aus eben diesen Gewissensgründen aus der Kirche austreten. Es läuft also recht unideologisch. Von der Geschichte der kommunistischen Parteien ist jedenfalls nicht bekannt, dass dort ein Parteiaustritt aus Gewissensgründen zur Pflicht erklärt wird. Dissidenten wurden oft genug gejagt und zur Strecke gebracht.

Nun wird man eben dies auch von der Kirche sagen, die, jenseits der schönen Theorie, mit ihren Abweichlern nicht eben zimperlich umging. Es führt kein Weg an der Einsicht vorbei, dass die Kirche oft das eine forderte und das andere tat. Sie ist der permanente historische Verrat an ihren Grundsätzen. Sie sollte arm sein und hat sich mit den Reichen eingelassen. Sie sollte auch noch die andere Wange hinhalten und hat mit der Faust zugeschlagen. Sie sollte die Freiheit predigen und hat mit dem Schwert getauft.

Immer hat es deshalb in der Christentumsgeschichte einzelne und ganze Gruppen gegeben, die sich von der korrupten, permanent in Sünden verstrickten Kirche abwandten und Vereinigungen, Kirchen, Zirkel, Clubs, Orden der «Reinen» begründeten, in denen es endlich sauber zugehen würde. Diese «Vollkommenen» hat die Kirche immer wieder mit größtem Misstrauen betrachtet und sie als Häretiker (= vom Glauben abgefallene Christen) bezeichnet. Und sie hatte recht. Bei den Gutmenschen ging es alsbald ebenfalls drunter und drüber, und die am höchsten strebenden «Engel» erwiesen sich schnell als die totalitärsten Charaktere. Sie hatten keine Geduld, wollten die menschlichen Schwächen mit der eisernen Zuchtrute abstellen. Einsicht in die eigene Schwäche hatten sie auch nicht, sonst wären sie mit der Vokabel «Vollkommenheit» vorsichtiger umgegangen.

Die Skandale der Kirche sind und bleiben eine Schande und ein Ärgernis. Dennoch sind sie kein zufällig aufgetretener Webfehler, den man ohne weiteres und mit ein bisschen Goodwill in Zukunft abstellen könnte. Schon Jesus ließ sich mit normalen bis gefährlichen Leuten ein, auf Augenhöhe mit dem Halbweltgeschöpf Maria von Magdala, dem Zöllschinder Zachäus, mit der in flagranti ertappten Ehebrecherin, mit defizitären Charakteren wie Judas, seinem späteren Denunzianten, und Petrus, der ihn verleugnete, ehe der Hahn dreimal krächte.

Wenn zur Kirche nur Sauberfrauen und Saubermänner gehören dürften, wäre sie tendenziell leer. Zumindest ich hätte keine Chance, in ihr jemals ein Plätzchen zu finden: Ich kenne mich, mir ist alles zuzutrauen. Die konkrete Kirche besteht aber mehr oder weniger nur aus solchen nicht recht vorzeigbaren Gestalten wie mir. Sie ist voll von Amateuren wie du und ich. Sie ist kein Club der Vollkommenen. Sie ist nach Jesu Willen ein Ort für die langsame, aber göttlich präzise Veränderung von ganz normalen Menschen. Menschen, die auch einmal in den Sack hauen, die allerhand auf dem Kerbholz haben, die es dringend brauchen, dass sie beim Wickel gepackt und verbessert werden.

Erfreulicherweise hat Jesus uns versichert: «Nicht die Gesunden brauchen den Arzt, sondern die Kranken. Ich bin gekommen, um die Sünder zu rufen, nicht die Gerechten» (Mk 2,17). Georges Bernanos, der französische Schriftsteller, sagte einmal von der Kirche, sie gehe «hinkend aus dieser Welt in die andere Welt». Das ist eine sympathische Vorstellung. Wir sind alle ein bisschen gehandicapt. Der eine hat es mit dem Geld,

der andere mit der Wahrheit, der dritte mit dem Sex, der vierte ist ein unsicherer Kantonist, der fünfte ein Sturkopf und der sechste bin ich. Jeder hat sein Handicap. Wir schreiten nicht im Triumphmarsch. Wir hinken, humpeln, schleichen uns voran. Aber wir *gehen*. Und das *gemeinsam*. Das ist die Kirche, in der es mir gefällt.

Die Kirche ist ein permanenter Umschaffungsprozess, wie eine Mühle. Die Körner sind wir, die Mühle ist das Evangelium. Eigentlich müsste die Kirche das Evangelium schon längst weggedrückt, verboten, abgeschafft haben – so mittelmäßig, wie sie es umsetzt. Aber Tag für Tag lesen es großartige, mittelmäßige und skandalös schlechte Priester und Pfarrer vor – wie ein Urteil über sie selbst. Und siehe da – das Evangelium zeigt Wirkung. Es verändert Menschen erheblich. Manche so stark, dass es wie ein Wunder ist: Ich denke an Roger Schutz und Mutter Teresa und auch an die eine oder den anderen, die ich näher kenne.

EINFACH NUR EINSTEIGEN? LEICHTER GESAGT ALS GETAN

Oft sind die emotionalen Barrieren das eigentliche Hindernis. Was für seltsame Leute, was für eine kuriose Reisegesellschaft! Da hilft nur der Sprung über den Schatten: Das «Schwache und das Ohnmächtige» war von jeher das Milieu, auf das sich Jesus einließ: Fischer, Handwerker, sogar Zöllner und Dirnen. Wäre die Kirche ein handverlesener VIP-Club der Schönen, Gebildeten und Reichen – man müsste Verdacht schöpfen ...

Viele denken nicht an die Anderen – sie denken an sich, an die eigene Biografie, und sagen sich: Für mich ist dieser Zug abgefahren! Sie glauben, sie hätten zu viel Ballast mit sich, zu viel gelebtes Leben, um wirklich auf diesen Zug aufspringen zu können. Außerdem haben sie ihren Stolz. Sie möchten nicht, wie Heinrich Heine es formuliert hat, «zu Kreuze kriechen».

Demgegenüber muss man sagen:

Der Einstieg ist absolut voraussetzungslos, wenn auch nicht folgenlos. Man muss sich kein spezielles Ticket besorgen, bei dem man sich vorher einer Talentprüfung oder einem Bodycheck unterziehen müsste. Einsteigen kann jeder, auch wenn er schmutzig ist oder sich nur

beschmutzt fühlt, hochverschuldet ist, mit seiner Gefühlswelt nicht klarkommt, in ungeklärten Beziehungen lebt oder mehr Fragen als Antworten hat. Man kann zum dritten, vierten, fünften Mal geschieden sein, man kann alkohol-, drogen- und internetabhängig (oder alles zugleich) sein, man kann schon einmal gläubig gewesen sein und seinen Glauben im Gedränge verloren haben. Es ist egal. Christ werden setzt kein korrektes Leben voraus – nach dem Motto: Zuerst bringe ich jetzt mal mein Leben auf die Reihe, dann kann ich mich beim Lieben Gott blicken lassen. Da würde man niemals Christ werden. Welches Leben ist schon korrekt?

Es gilt das Jetzt – dieser Augenblick, was immer vorher gewesen sein mag. Es ist wie bei einer Therapie mit Licht, der man sich frei aussetzt und die man annimmt, sofern und soweit man sie als hilfreich erkannt hat und so viel man davon im Augenblick vertragen kann. Erik Peterson hat einmal darauf hingewiesen, dass in der Nähe Jesu lauter Leute mit Krankheiten und Mängeln sind, als hätte er sie magisch angezogen. Schwächen zu haben ist sozusagen die permanente Greencard für den Zugang zu Jesus. Mit Leuten, die keine Schwächen haben, kann er nichts anfangen. Wer kein Dunkel hat, sehnt sich auch nicht nach Licht.

Die anderen im Zug sind auch Anfänger. Das Schöne am christlichen Glauben ist, dass *alle* Anfänger sind – besser gesagt: die klassenlose Gesellschaft derer, mit denen Gott etwas anfangen möchte. Selbst die Heiligen in ihr sind Anfänger – und keine Gurus, die es drauf haben. Heilige sind übrigens solange «Schein-Heilige», bis *nach dem Tode* das Gegenteil festgestellt wird. Als Teresa von Ávila, die größte Mystikerin der katholischen Kirche, 1581 in Alma de Torres starb, hielt sie sich für die größte Sünderin der Christenheit. Vielleicht mit Recht. Sie hatte so viel Licht gesehen, eine so tiefe Vereinigung mit Gott erfahren. Und wenn man dann noch «menschelt», wiegt es doppelt schwer. Es ist also alles andere als eine fromme Floskel, wenn der Papst regelmäßig zur Beichte geht. Er demütigt sich vor einem kleinen Priester – und der Arme muss anhören, wenn der erste Mann der Kirche aus dem «Nähkästchen» plaudert.

Für jeden Christen beginnt jeder Tag bei Null; es gibt keine Profis, die auf Level 7 anfangen. Und diejenigen, die meinen, sie hätten den Bogen raus und wären jetzt aber endlich auf 7, sollten sehen, dass sie schnellstens wieder auf das Spielfeld und auf Null kommen. Es gibt

keine Tricks. Das Leben ist kein Trick. Christsein ist Liebe, bei der man sich an jedem Morgen neu in die Augen sieht – und sich sagt: Das wird sein an diesem Tag, was Liebe daraus macht! Martin Luther: «Das Leben ist nicht ein Frommsein, sondern ein Frommwerden; nicht ein Gesundsein, sondern ein Gesundwerden; nicht eine Ruhe, sondern eine Übung. Wir sind's noch nicht, wir werden's aber. Es ist nicht das Ende, es ist aber der Weg.»

Der Einstieg geschieht nicht mit dem Kopf, sondern mit den Füßen. Manche meinen, Christsein sei eine Sache des Kopfes und des Bewusstseins, man müsse sich da mit gewissen Lehren auseinandersetzen, sie für richtig halten, sie möglicherweise sogar auswendig lernen und bei der nächsten Oma, die über die Straße will, anwenden. Das ist nur halb richtig, also ganz falsch. Gott sei Dank ist das Christentum keine Kopfgeburt, so viel es auch zu denken aufgibt. Christsein baut nicht auf flüchtige Bewusstseinsinhalte; es beginnt, indem man es praktiziert. Es ist eine Einsicht, die sofort die Füße, die Hände, die Lippen bewegt – und sofern man sie in Bewegung sieht, handelt es sich um Christsein. Wer Geschmack an Gott gefunden hat, fühlt sich gedrängt zu beten – also betet er (und schreibt keine philosophischen Abhandlungen über die Bedingung der Möglichkeit des Betens im 21. Jahrhundert). Wer jemand in der Grube findet, holt ihn heraus – und zwar immer, denn Jesus hat gesagt: «Was ihr einem von diesen Geringsten getan habt, das habt ihr mir getan» (vgl. Mt 25,40). Wer weiß, dass er mit Christus und den anderen Christen «ein Leib» sein soll, träumt sich nicht fort in eine illusionäre Gemeinschaft über alle Zeiten und Kulturen hinweg, sondern geht hin: sonntags um zehn Uhr. Roger Schutz, der ermordete Prior von Taizé, empfahl Anfängern im Glauben immer, es mit einem einzigen Bibelwort zu versuchen. Das nur müsse man leben, dann werde man sehen, wohin das führe.

Der Zug ist nicht für Individualreisende. Menschen sind immer in Gefahr, ihren Glauben mit Gott alleine ausmachen zu wollen. Das entspricht nicht der Art Jesu. Zwar kommt in der Nacht Nikodemus, ein vornehmer Pharisäer, zu ihm, um *entre nous* seinen Weg zu besprechen. Aber wer offiziell zu Jesus gehört – wer von ihm gerufen wird, wird sofort an die Gemeinschaft verwiesen, in den Kreis integriert: «Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen.» Jesus sammelt den Kreis der Zwölf um sich, um darin das Volk Gottes nachzubilden, das sich Gott im Alten Testament erwählt

hatte. Die junge Kirche tauft im Auftrag Jesu Menschen nicht, damit sie dann in die Anonymität verschwinden und sich als Christen «fühlen», sondern damit sie ihren Glauben in Gemeinschaft leben. Das hat konkrete Folgen; es geht ihnen, weil sie in ein System des Teilens und der Solidarität mit den Schwächeren einbezogen werden, übrigens sofort auch ans Portemonnaie. Ihr Zeichen ist die Eucharistie, das gemeinsame Mahl. Der gehört dazu, der zum Mahl geladen ist. Und der wird in einer fremden Gemeinde als Christ erkannt und zum Mahle eingeladen, der ein «Symbolon» (eine gebrochene Scherbe, deren Bruchränder zu einem anderen Stück passen) bei sich trägt. *Ein Christ ist kein Christ.* Das kann auch heute jemand verstehen, der frisch zum Glauben kommt: Christsein geht nur in einem Netzwerk der Liebe, in der Gemeinschaft des Lernens, in der Erfahrung des Teilens.

Die Fahrtrichtung bestimmt ein anderer. Man steigt in einen Zug ein, von dem man nur ungefähr weiß, wohin er fährt. Als sich im Johannes-Evangelium die ersten Jünger für ihn interessieren, sagt ihnen Jesus: «Kommt und seht!» (Joh 1,39). Sie gehen mit, wissen aber nicht, wohin sie das führt. Christsein lebt von dem Glauben, dass man im Vertrauen auf die Führung durch Jesus gut mitgehen kann, auch wenn man eines Tages vielleicht dahin geführt wird, «wohin du nicht willst» (Joh 21,18). Auf gut Deutsch: Christen glauben, dass man sein Leben im letzten nicht selbst *führt*, sondern dass man *geführt wird*, dass man auf die eine oder andere Weise in seinem Leben von oben her einen Wink bekommt, dieses zu tun und jenes zu lassen, einen schweren Weg weiter zu gehen, einen leichteren aufzugeben usw. Aus diesem Wissen heraus entstand das schöne Gebet «O Herr, mach mich zu einem Werkzeug deines Friedens!», das ich immer wieder gerne bete. Denn darauf kommt es an – nicht dass wir uns die Rosinen aus irgendetwas herauspicken und unser Ding machen, sondern dass wir den Ort und die Stunde erkennen, wo Gott uns als sein Werkzeug braucht, wo wir unersetzlich sind, weil kein anderer für diese Stelle und diese Arbeit vorgesehen ist.

Man kann jederzeit aussteigen. Christsein ist eine in höchstem Maße freie Reise. Niemand wird zum Einsteigen gezwungen. Niemand wird in ein Abteil eingeschlossen. Niemand wird irgendwohin verfrachtet, wohin er nicht will. Christsein ist nichts, was dem eigentlichen Leben wie etwas Fremdes aufgepropft wird; es lebt von der Verheißung, dass ich eben durch dieses Christsein ganz *zu mir* komme, dass ich genau das

erlange, was zutiefst in mir zielhaft angelegt ist: mein individuelles Glück. Ja, aber da muss man doch tun, was *Gott* will! – wird einer einwenden. Richtig, in der Bibel werden Christen sogar aufgefordert: «Erfüllt als Sklaven Christi von Herzen den Willen Gottes!» (Eph 6,6). Der *Wille Gottes* ist so etwas wie die Partitur für das Stück. Wie ein Jazzler nicht seine Freiheit verliert, wenn man von ihm verlangt, dass er in der gleichen Tonart wie seine Sessionpartner spielt, und ein Orchestermusiker nicht sein Wesen verbiegt, wenn er sich an die Noten der Symphonie hält, so verliert ein Christ nicht seine Individualität, wenn er den Willen Gottes für sein Leben sucht – das Stück, das er spielen soll, wofür er in der Welt und an seinem Platz ist. Es ist *sein* Stück – oder es ist *good for nothing*. Wer das Gefühl hat, er würde dadurch verbogen oder von seinem inneren Weg abgebracht oder seinem Wesen entfremdet, muss sofort aussteigen. Er darf nicht aussteigen, er *muss* aussteigen (siehe Thomas von Aquin). Christsein ist der Weg *in die* Freiheit, nicht die Abtretung von Freiheit. Das ist nicht zu verwechseln mit der Erfahrung, dass Gott sehr anspruchsvoll sein kann – und unsere Freiheit anfragt. «Wer Bequemlichkeit will», sagte Papst Benedikt XVI. in Köln, «der ist bei ihm allerdings an der falschen Adresse».

EIN 1500 JAHRE ALTER REISEFÜHRER

Lange habe ich mir überlegt, welchen bewährten Reiseführer ich wählen könnte. Ich suchte nach einer genialen Umsetzung des Evangeliums, einem großen spirituellen Text aus der Geschichte der Christenheit. Eine Weile dachte ich an die «Exerzitien» des Ignatius von Loyola, dann an die «Moradas» der Teresa von Ávila – beides Texte, die für Tausende von Christen zur Guideline ihres Glauben wurden. Ich verfiel schließlich auf einen noch viel älteren Text, der beim Mönchtum der frühen Kirche in allerhöchstem Ansehen stand: die *74 Werkzeuge der geistlichen Kunst* aus der Ordensregel des heiligen Benedikt von Nursia.

Benedikt von Nursia, ein weiser Mönchsvater des 6. Jh., der in der Nähe von Rom lebte, hat sie zusammengestellt, als er auf der Suche nach Kürzestanweisungen für das Christsein war. Für heutige Ohren ist die Formulierung «geistliche Kunst» seltsam. «Geistlich» meint: vom Heiligen Geist, dem Geist Jesu, bestimmt – Kunst meint: Können,

handwerkliches Geschick, menschliche Fertigkeit. Etwas gewaltsam in moderne Sprache übersetzt, könnten die *74 Werkzeuge der geistlichen Kunst* auch heißen: *Christliches Anwenderprogramm in 74 Tools*. Da ein Mönchskloster wie ein Laboratorium allgemeinen Christseins ist, dachte ich mir: Was für die Mönche gut ist, ist für alle gut. Das Anwenderprogramm ist kompatibel, die Lebensregeln sind übertragbar.

Für diesen antiken Reiseführer spricht, dass er so *außerordentlich alt, ohne jede Originalität, reichlich abgenutzt* und noch immer in Gebrauch ist. Bei Sammlern von Antiquitäten und Weinkennern gilt «sehr alt» als Kompliment – bei Mönchen ebenfalls. Die Mönche heute leben oft in tausendjährigen Mauern und atmen die Ruhe dessen ein, vor dem «tausend Jahre wie ein Tag» (Ps 90,4; Gute-Nachricht-Bibel) sind. Sie haben in der Regel keinen Laptop und kein iPad. Sie lesen ein 1500 oder 2000 Jahre altes Wort und wundern sich *nicht*, dass es noch da ist. Klar ist es noch da, es hat ja Kraft! Kraft heißt: Widerstand gegen die Zeit. Was dem Vergessenwerden trotzt, das hat Kraft. Ein Wort, das die Zeit überlebt – das ist etwas! Nun sprechen wir auch noch von einem Text, der nicht in erster Linie gelesen, sondern täglich meditiert und *gelebt* wurde. Da ist das Neue verdächtig – jemand könnte es sich aus den Fingern gesogen haben und erfunden haben. Es geht aber nicht um Erfindung, sondern um Wirklichkeit. Das unvergesslich Alte hat den sicheren Geschmack von Weisheit und verlässlicher Erkenntnis.

Auch die Qualifikation «*ohne jede Originalität*» weist in die gleiche Richtung. Da die «74 Werkzeuge» das Herzstück der benediktinischen Ordensregel sind, dürfen sie nichts Absonderliches, Modisches, Zeitbedingtes enthalten; nur das sicher Erprobte, im Feuer des Lebens Bewährte umspannen. Und in der Tat findet sich unter den «74 Werkzeugen» auch nicht eine einzige Weisung, die nicht aus der Bibel oder aus einer älteren Ordensregel herzuleiten wäre. Jedes dieser Werkzeuge hatte zum Zeitpunkt der Einbindung in die Ordensregel durch Benedikt einen mindestens mehrhundertjährigen Praxistest hinter sich. Das Beste an den «74 Werkzeugen der geistlichen Kunst» ist aber, dass sie *so abgenutzt* sind. Wüstenmönche hielten sich ebenso daran wie iroschottische Wandermönche, wie klosterbauende Zisterzienser, wie einsame Trappisten. Einige tausend Benediktinerinnen und Benediktiner finden auch heute noch – nach 1500 Jahren – keinen Grund, auch nur ein Jota an den Werkzeugen zu verändern.